

(Nachdruck verboten.)

24)

## Der Bauernführer.

Roman von Franz Kahler.

Er kam nicht weiter; ein Schluchzen der Wuth, der Erbitterung, der Feigheit und der Schwäche schnürte ihm die Kehle zusammen. Nur einige Sekunden hielt die Erregung an, dann fuhr er mit fester Stimme fort: „Aber eins, Vater! Ganz und gar bleibt diesem Schuft seine That nicht geschenkt! Eine Rache muß ich haben; wenn auch nicht die ganze Rache!“

Der Alte schwieg eine kleine Weile. Er ahnte, was sein Sohn meinte. In seinem Innern regte sich das Gefühl gerechter Empörung, das auch den geduldigsten Sklaven einmal packt.

„Wilhelm, überlege Dir genau, was Du thun willst. Besser ist's, Du reizest den Mann nicht ein zweites Mal; es wird Dir so schon schwer fallen, hier im Dorfe zu bleiben und Arbeit zu finden.“

„Der Steinig wird mich schon wieder aufnehmen. Er...“  
„Steinig ist todt. Der liegt schon ein paar Wochen im Grabe.“

„Todt, Vater?“ frug der junge Mann erstaunt.

„Ja, todt, und Tschmer hat seine Wirthschaft, wie sie stand, gekauft!“

„Nun, es giebt noch andere Bauern, die einen jungen, kräftigen Arbeiter brauchen.“

„So leicht wird sich keiner finden, denn Tschmer ist heute Herr im Lande. In der Gemeinde, in der Fabrik halten alle zu ihm aus Furcht, daß sie es ganz mit ihm verderben könnten. Wer heute muckst, kann sein Päckchen auf den Buckel nehmen. Hier ist's jetzt still wie im Grabe. Uns wagen die Leute aus Angst vor ihm kaum noch zu grüßen. Also bedenke alles genau, Wilhelm, und mache die Sache nicht noch schlimmer!“

„Wenn ich schon durchaus keine Arbeit mehr finden soll, werde ich mich im Nothfalle durch einen kleinen Handel ernähren.“

„Die Leute werden Dir nichts abkaufen. Der Tschmer wird's ihnen einfach verbieten. Gegen den kannst Du nichts machen, Junge. Hier leben heut alle von seiner Gnade; das laß Dir gesagt sein.“

„So?“ fuhr Wilhelm halb ärgerlich, halb empört auf, „da gab's also gar keine Gerechtigkeit mehr hier zu Lande? Da kann der Kerl also machen, was er Lust hat, und man muß dazu schweigen? Na, das wäre ja noch schöner! Das wäre ja eine...“

„Wilhelm, willst Du denn nicht geschickt werden?“ schnitt ihm der Vater das Wort ab. „Wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter, und wo kein Richter, auch keine Gerechtigkeit! Verklage doch den Tschmer, daß er Dich zu Unrecht hat einsperren lassen! Ich sage Dir, er wird sich rausreden wie ein Fuchs, und Du bezahlst die Kosten und hast die Blamage!“

„Aber wenn ich den Leuten sage, was für ein Lump der Kerl ist? Wie er die ganze Welt beschwindelt, betrogen und bestohlen hat; wie alle Leute ihre Töchter vor ihm warnen müssen; welche Schandthaten er auf dem Gewissen hat?“

„Du meinst, das wird man Dir glauben? Wer bist Du denn? Ein armer Schlucker, den niemand kennt, wie sie zu Millionen auf der Welt rumkriechen gleich den Würmern. Er ist der große Herr, den alle als was Besonderes ansehen, der mit anderen seinen Leuten ist und trinkt, die genau so sind wie er und die gar nicht wissen können, wie einem solch armen Erdenwurm, wie uns'reinem, zu Muth ist, wenn er getreten und gedrückt wird! Und wenn Du mit Engelszungen reden könntest, die Leute können Dich garnicht verstehen; die können Dir garnicht glauben, und wenn Du's so klar beweisest wie die Sonne! In ihren Augen bist Du dann der auffällige, verlogene Kerl, der keinen Gott und kein Vaterland hat, und den man vernichten muß wie das Ungeziefer! Ich bin ein alter Mann, Wilhelm, und habe viel erlebt und durchgemacht; aber daß ein so großer Herr unrecht bekommen hat gegen einen so armen Teufel, wie Du, das habe ich noch nicht erlebt und werd's auch nicht erleben, und Du wirst's auch nicht erleben! An so was glaub ich einmal nicht!“

Wilhelm hatte während der Rede des Alten finster vor sich hingestarrt. Was der Vater sagte, war eigentlich alles richtig. Dennoch mußte er ihm wieder Unrecht geben. Er hatte eben trotz seiner Jugend doch mehr von der Welt draußen erfahren, als jener. Ein schwaches Grollen des sozialen Erdbebens, das unser Zeitalter erschüttert, hatte längst in seinen Ohren wiedergehallt.

„Nun, bleib' bei Deinem Glauben, Vater! Ich bleib' bei dem meinen! Mag der Schuft von Tschmer auch noch so ein großer Herr sein, ich fürchte mich vor ihm nicht. Dann hänge ich eben die ganze Tagelöhnerlei an den Nagel und gehe wieder als Zimmermann nach Magdeburg oder Leipzig oder noch näher auf Arbeit, wie ich's früher gethan habe; dazu sind ja die Eisenbahnen da. Aber hier im Dorfe will ich ihm trohen, wir meinen Mund nicht verbieten lassen! Er soll erfahren, daß ein Arbeiter noch einen stärkeren Schädel haben kann als er, und wir wollen ja sehen, wer mirbe wird! Ich will ihm zu schaffen machen, daß er keine ruhige Stunde mehr hat!“

„Du bleibst eben der alte Dickkopf, Junge! Ob Du damit aber durchkommst, ist eine andere Frage. Ich glaub's einmal nicht, und Du wirst mir noch Recht geben!“ —

X.

Die Komptoiruhr zeigte auf acht, als Dr. Thal die Feder bei Seite legte, den Sessel zurückschob und einige Male im Zimmer auf- und abging, wie um seine Glieder wieder geschmeidig zu machen. Dann blieb er am Fenster stehen und schaute einige Minuten in die Finsterniß, die nur in der Nähe der erleuchteten Fabrikgebäude etwas erhellt war, sonst aber undurchdringlich schien. Der Wind heulte unausgesetzt, rüttelte an den Fenstern und übertönte zeitweise laut das dumpfe, zitternde Geräusch, mit dem die arbeitenden Maschinen das ganze Gebäude erfüllten.

Thal trat wieder ins Zimmer zurück, rückte sich den Sessel in die Nähe des Ofens und streckte sich behaglich darin aus. Nach dem anstrengenden Tagewerk that ihm die Ruhe wohl. Die neueröffnete Kampagne hatte ihm wirklich auch eine Arbeitslast gebracht, die er kaum bewältigen konnte. Alle Augenblicke wurde er gerufen; bald fehlte es da, bald dort; unausgesetzt war er auf den Beinen, die Arbeiten überwachend und sehr oft mit Hand anlegend wie ein Arbeiter.

Im Bureau blieb ihm ebenfalls alle Arbeit, denn Tschmer kümmerte sich um nichts und kam oft tagelang nicht in die Fabrik, wenn er zu Hause war. Meist war er aber nicht mehr zu Hause. Er lebte kaum einige Wochen in Senten, die übrige Zeit in Berlin, im Bade und auf seinem Gute Raiz. Wenn er daheim war, hatte er stets eine Anzahl vornehmer Gäste bei sich und dann erst recht keine Zeit, sich um die Fabrik und die Wirthschaft zu kümmern. Die Festlichkeiten, Jagden und Spazierfahrten überstürzten sich dann.

Das hinderte aber keineswegs, daß die Ackerwirthschaft und die Fabrik glänzende Erträge abwarfen. Oberinspektor Zeller war ein tüchtiger Landwirth, der bei dem Mangel jeder Kontrolle seine gute Rechnung fand und dabei seinem Herrn doch mit guten Resultaten aufwarten konnte. Desgleichen zeigten sich in der Fabrik die Wirkungen von Tschmer's schlauer Politik. Jahrelang hatten die Bauern keine Dividenden bekommen, da Tschmer alle Ueberschüsse für Verbesserungen des Betriebes aufgewendet hatte. Heute, nachdem er endlich alleiniger Herr und Eigenthümer des Etablissements geworden war, erntete er die Früchte dieser Taktik.

Uebrigens war Dr. Thal ebenfalls mit Leib und Seele bei der Sache, umso mehr als Tschmer ganz gegen seine frühere Gewohnheit nicht verfehlte, dem Direktor die verdiente Anerkennung zu zollen. Thal bezog nicht nur ein glänzendes Gehalt, sondern Tschmer hatte auch sonst alles gethan, um ihm den Aufenthalt in Senten angenehm zu machen.

Einige Minuten von der Fabrik entfernt hatte er ihm ein schönes villenähnliches Wohnhaus bauen lassen, da, wie er sagte, die alte Direktorenwohnung in der Fabrik zu ungemüthlich und unbequem sei. Thal und seine Frau durften bei keiner Festlichkeit fehlen. Ersterer konnte freilich nur in den seltensten Fällen von diesen Einladungen Gebrauch machen, da die Thätigkeit in der Fabrik seine volle Zeit in Anspruch nahm.

Um so häufiger war die schöne Frau Lucie Thal in Tesmer's Villa anzutreffen, auch dann, wenn der Hausherr abwesend war, und die Frauen allein blieben, denn um Rosa Tesmer und die Frau Direktor hatte sich eine, wie es schien, unzertrennliche Freundschaft geschlossen.

Beide paßten in der That auch prächtig zu einander. Rosa Tesmer hatte sich zu einer blendenden Schönheit entwickelt. Ihre volle, üppige Erscheinung bot ein Bild strotzender Lebenskraft. Reiten, Fahren, Jagden waren ihre Lieblingsbeschäftigungen, und ihr ledes Auftreten konnte selbst alte Lebemänner in Verlegenheit bringen. In ihrer Seele schien nicht ein Funke von Gemüth zu leben; ihr ganzes Trachten war auf Vergnügungen, Zerstreuungen und Puz und Tand gerichtet. In Frau Thal, die sich seit der glänzenden Gestaltung ihrer materiellen Verhältnisse mit allem Raffinement modernen Luxus zu umgeben verstand und in Kleidung und Manieren vollendeten Gchick entwickelte, sah sie ihr Vorbild. Für ihre Schwester Hedwig, die stiller denn je die häusliche Thätigkeit verrichtete, hatte Rosa längst nur ein verächtliches Nasenrumpfen.

Dr. Thal sah das Freundschaftsverhältniß zwischen seiner Frau und Rosa Tesmer nicht ungern, denn dieser Verkehr befreite ihn von vielen Stunden des immer unerträglich sich gestaltenden ehelichen Zusammenlebens. Seit jenem Maiabende, wo ihm so plötzlich klar geworden war, daß Hedwig's Herz noch in alter Liebe für ihn schlug, war ihm seine Ehe zu einer Hölle geworden, aus der er sich so viel als möglich in die Stille angestrenzter Arbeit flüchtete. Die unerwartete Hinausschiebung der Verlobung hatte ihn einen Augenblick mit süßen Hoffungsschauern erfaßt. Freilich einen Augenblick nur, denn sie bedeutete ja nichts weiter, als eine Verlängerung der Gnadenfrist; an der kommenden Thatfache wurde dadurch nichts geändert. Ein Angenehmes hatte die Sache insofern gebracht, als Dr. Nessel seit einem Jahr nur selten in Senten weilte. Die Befehung sollte sich in der Hauptstadt in aller Stille vollziehen, damit auch hier zu Lande nicht allzuviel Geräusch davon gemacht würde. Das verabredete Jahr war in kurzem zu Ende; Verlobung und Hochzeit sollten einander nun rasch folgen. (Fortsetzung folgt.)

### Sonntagsplauderei.

Vor einigen Jahren hat hier im Reichshallen-Theater eine Pariser Artisten-Gesellschaft ein vielbekanntes pantomimisches Spiel, den „Budelthans“, aufgeführt. Es werden sich zahlreiche Berliner noch der Vorstellungen erinnern. Die Gesellschaft hatte ihre Spezialität zu einer Vollendung herausgearbeitet, wie wir sie in Deutschland in ähnlicher Form nicht kennen. Der Inhalt der Pantomime war voll von Verbrechermantel alten Stils. Ein unschuldsvolles Mädchen wird von Unholden bedrängt und in der höchsten Noth glücklich erlöst. Die Form der Darstellung war aber von verblüffender Schärfe und naturtreuem Realismus. Unter den mimischen Künstlern ragte besonders ein Mann hervor, der einen Zuhältertypus vorzuzustellen hatte. Der Schauspieler hatte ganz gewiß nach Pariser Modellen gearbeitet; es war aber überraschend, wie die Gestalt, die er schuf, sich so wenig von jenen Typen entfernte, die auf Berlinischem Boden erwachsen sind, die man mit Absehen als Musterepemplare des Berliner Rowdythums bezeichnen. Selbst bis auf Neußerlichkeiten in der Art sich zu kleiden, um eine gewisse Verwogenheit auszudrücken, expröcte sich die merkwürdige Uebereinstimmung.

In Paris giebt es einen zur Zeit berühmten Zeichner Steink. Dieser Künstler hat sich auf ein ganz besonderes Gebiet verlegt. Er ist ein virtuoser Kenner des Lumpenproletariats geworden. Sein Atelier ist von Zuhältern, die ihm als Modell dienen, oft und gern besucht. Manche dieser Leute haben ihre besondere Reputation; sie kommen nicht bloß um das „Honorar“ willen, sie wissen es sich auch als Ehre einzuschätzen, daß ihre werthe Persönlichkeit von Steink's Stift festgehalten werde. Manchen gemüthlichen Zug aus dem Leben der Entarteten weisen diese Zeichnungen, die voll von intimer Beobachtung stecken, ebenfalls auf. Denn am Ende besteht keines Menschen Leben lediglich aus Rowdythum und zynischer Brutalität. Aus diesen Kunstblättern nun läßt sich eine ähnliche Wahrnehmung schöpfen, wie sie im pantomimischen Spiel der Franzosen zu tage tritt. Das Rowdythum an der Seine, wie das an der Spree, ist fast in nichts von einander verschieden. Gleich niedrige, gleich primitive Lebenslage hat beiden fast genau dieselben Merkmale aufgeprägt. Geberden- und Muskelspiel sind gleich charakteristisch; dieselbe merkwürdige Mischung von scheuem Wesen der Ausgestoßenen und aggressiver Unerfrorenheit zugleich.

An diese Uebereinstimmung wurde ich in diesen Tagen erinnert, als wieder einmal das Berliner Rowdythum niedrigster Art auf der Anklagebank der öffentlichen Meinung saß. Von Zeit zu Zeit entläßt sich in unserer Presse die pathetische Entrüstung über Berlin's Rowdy-Spezialität. Da giebt es tobende Ergüsse, da regnet es Anklagen und Flüche, als ob Berlin mit seinem Rowdythum

eine einzig hervorragende Rolle in der Welt spiele. Wenn das moralische Gemüth eine Weile tüchtig sich empört hat und dies Berlin, wie in den Predigten der Frommen, als Stätte des Grauens ausgeschrien wurde; wenn die Entrüsteten dann noch nach Prügelmuschinen und ähnlichen empfindlichen Dingen zur „Abwehr des Rowdythums“ gezeckert haben, dann hat die liebe Seele wieder Ruhe. Das verlastete Berlin wird dann alsbald zum reizumflößenden Sympatben ernannt. Man weiß, was man dem Isokaspatriotischen Leser schuldig ist. Von Zeit zu Zeit soll er über die schreckhaften Mytherien des nächtlichen Berlins ein wenig das Gruseln lernen; das macht ihn dann um so empfänglicher für die Schilderungen der einzigen Herrlichkeiten aus der Reichshauptstadt.

Wie die Anklagen wider das verfluchte Rowdy-Berlin in ihrer krassen Uebertreibung unwahr sind, so werden auch die rachsüchtigen Vorschläge, wie man das Rowdythum mit der Wurzel vernichten könne, bald fallen gelassen. Man hat sich ein bischen in sittlicher Entrüstung getummelt, das ist alles. Die „Unholde der Gesellschaft“ haben ihr Theil weg. Man hat Pech und Schwefel auf sie herabgeschleudert und legt sich beruhigt wiederum aufs Ohr. Die Unholde sprächen indessen lustig weiter empor. Sie folgen den Befehlen ihrer besonderen Welt, in die man sie von ihrer Kindheit an hinausgejagt hat; und die moralischen Verwünschungen der allgerechtesten Kammacher und bravsten Bürgermänner üben auf sie dieselbe Wirkung, wie etwa die frommen Beschwörungsformeln auf moderne Satanskinder.

Ein jugendlicher Zuhälter, mit Namen Carow, trotz seiner 21 Jahre in seiner Zunft schon gefürchtet, gab diesmal Anlaß zu dem Anglistgeschrei über Berlin. Nach den ungeschriebenen Befehlen seiner Gesellschaft mußte der jugendliche Carow sich als besonders schneidig fühlen; und gefürchtet werden bedeutet für ihn zugleich respektirt sein. Auch in dieser Sorte von Menschen ist das Schneidigkeitsgefühl besonders lebhaft entwickelt und das Grausigkeitsgefühl daran ist, daß diese Verbrecher aus verlorener Menschennür fast zu denselben Schneidigkeitsprinzipien gelangen wie jene Herren, die das ausgeprägte Würdebewußtsein haben und denen die Schneidigkeit als Ausrüstung gilt. So berühren sich in einem Punkt die entgegengesetzten sozialen Pole.

Der junge Carow hat sich benommen wie ein Mensch, der sich an seiner eigenen blutrünstigen Bestialität herauscht. Er sollte und raste, er wolle einer seiner Bräute Nase und Ohren abschneiden; und als ein Schutzmännchen sich ihm entgegenwarf, stach der Wüthende mit dem Messer nach ihm.

Das ist sicherlich ein bestialisches Vorkommniß; nur sollte es, wie das in Berlin so häufig vorkommt, nicht gleich dahin verallgemeinert werden, als lauerte in Berlin in jedem Hausflur solch' tobichtiger Messerheld, und als sei das Berliner Rowdythum gewissermaßen eine ganz besondere Gattung für sich. Gemeinsame Ursachen, gemeinsame Wirkungen! Das Berliner Rowdythum sieht dem von Paris und von London zum Verwechseln ähnlich, weil seine Lebensschicksale, seine Erfahrungen dieselben sind. Die verdammte Einsümmigkeit, in der das Geschlecht der Verwahrlosten aufwächst, duldet keine feinere Differenzirung. Keine Familie, keine schickende Gemeinschaft hat über den Verwahrlosten gewacht; keine Wärme hat ihnen begegnet; auf sich, ihre Kraft oder ihre Finzigkeit waren sie angewiesen; wie sollte bei ihnen jenes menschliche Gemeinschaftsgefühl erwachen, das erst intimere Seelenregungen erzeugt? Freilich kann auch bei ihnen nicht der menschliche Gesellschaftstrieb völlig verkümmern und verdorren. Nach Art der Geheften finden auch sie sich zu einem Nothverband zusammen. Aber innerhalb dieses Verbandes ist stetes Mißtrauen, stete Eifersucht, stete Empfindlichkeit regu. Um welcher Kleinlichkeiten willen diese reizbare Empfindlichkeit regt, zu welcher grausamen Racheplänen sie geführt hat, das hat man in Gerichtssälen oft genug erfahren. In der engen Welt, in der das Rowdy- und Verbrechertum trotz aller scheinbaren Ungebundenheit eingepfercht ist, gewinnt das Niedrigste, das Kleinlichste eben häufig Bedeutung. Und innerlich beengt ist diese Welt; darüber darf einseitiges Raffinement bei Ausübung mancher Thaten nicht täuschen. Selbst der Jargon der Ausgestoßenen ist im grunde sehr dürftig. Es ist unwahr, daß er besonders reich, besonders wihig oder anschaulich wäre. Gewiß überrascht manche Wendung; und Romanschreiber und Sittenschilderer, die es auf Sensation abgesehen hatten, schlugen Kapital daraus. Sie häufen die prägnantesten Wortbildungen übereinander und erzeugen so die künstliche Meinung, als quölle hier der süppigste Reichtum empor. Es hat einen elssächsischen Komödientichter gegeben, der seinerzeit sogar Goethe's Beifall fand. Der hatte die Vorliebe, in jedes seiner Lustspiele, wie in einen Wurstbarm, alles hineinzustopfen, was sein heimathliches Idiom an Spruchweisheit und wihigen Einsällen barg. Würde man daraus mit recht folgern, in so überquellender Fülle drüde sich jeder Durchschnitts-Gläsler aus?

Die romantischen Grelsfärber und Entrüstungsmeier müßten nicht sein, wer sie sind, wenn sie gegen das ungeheuerlich dunkle Berlin nicht die Polizeigewalt anrufen. Da stellt sich dann sofort das vielbeliebte Schlagwort vom „Schemenviertel“ ein. Das Schemenviertel, in Wahrheit die Stätte nackter Noth und das Ahsyl hungriq Verkommender, wird, so weit es noch existirt, mit allen düsteren Schauern umkleidet, als wüchsen da Verbrecher von unheimlicher Energie und große „Laster“ empor. Die Polizei soll da kräftiger dreinsahren, die Polizei soll retten und aufräumen. Die Polizei und immer wieder die Polizei. Und wenn ein mächtiger

doppelter und dreifacher Polizeikordon um das eingebildete oder wirkliche Scheunenviertel gezogen würde — was dann? Ist das Mondstuhm tod, wenn man den oder jenen Zubälter angreift? Und besteht das Scheunenviertel wirklich nur im Norden der Stadt? Wenn man es in berechtigter Entrüstung niederreißt, daß kein Stein des Scheunenviertels auf dem anderen bleibt, wenn man es anzündet bis in die letzten Schlupfwinkel, wird die Akretterin Polizei wirklich „gründlich gereinigt“ haben? Nein, nein, das Scheunenviertel gehört zu unserm Berlin, die moralischen Schreier werden es nicht los und wenn sie sich heifer lärmten. Das alte Scheunenviertel kann gänzlich demolirt sein; was seine Befestigung ausmacht, was ihm den fanligen Erdgeruch lieh, das vergeht darum nicht, weil empörte Moralisten verärgert sind. Ein kindliches Vergnügen, von der Polizei zu verlangen, was über ihre Kraft geht. Alpha.

### Kleines Rechenkon.

— Rechenmaschinen finden neuerdings im Postbetriebe Verwendung, um die Auszahlungsverzeichnisse der Postanweisungen nachzuprüfen und nachzurechnen. Der Vorzug der Rechenmaschine besteht darin, daß sie nicht nur unfehlbar sicher addirt, sondern zugleich die addirten Zahlen und die gezogene Summe rechenmäßig untereinander in deutlicher Weise aufschreibt. In ihrem Aufbau ähnelt sie der Remington-Schreibmaschine. Auf fünf zu einander parallel stehenden Tastenreihen befinden sich ebenso oft die Zahlen von 1 bis 9; die ersten drei Reihen sind zur Angabe der Mark (Hunderter, Zehner, Einer), die beiden anderen für die Pfennigbeträge (Zehner und Einer) bestimmt. Um mehrere Beträge zu addiren, werden zunächst die dem ersten Betrage entsprechenden Tastenzahlen heruntergedrückt; darauf wird ein seitwärts befindlicher, leicht beweglicher Hebel angezogen, sodann werden die dem zweiten Betrage entsprechenden Tasten gedrückt und der Hebel wiederum angezogen u. Durch die Hebelbewegung vollzieht sich im Innern der Maschine selbstthätig die Addition, gleichzeitig werden die zu addirenden Beträge mit Typenschrift einzeln und untereinander auf einem an der Hinterseite der Maschine laufenden Papierstreifen abgedruckt. Die Zahl Null, wofür keine Taste vorhanden ist, wird von der Maschine ohne weiteres geschrieben, indem diejenige Reihe, in welcher eine Taste nicht gedrückt ist (z. B. bei der Zahl 103 die Zehnerreihe), auf dem Papierstreifen als „0“ erscheint. Um die Summe auf dem Papierstreifen in Typenschrift hervorzubringen, ist nur ein Druck auf einen Knopf nebst zweimaligem Anziehen des Hebels erforderlich. Ohne jede Anstrengung trägt die Maschine 1000 Postanweisungen in einer Stunde in die Auszahlungsverzeichnisse ein und rechnet letztere mit unfehlbarer Sicherheit auf, während zum Eintragen mit der Feder, sowie zum Auf- und Nachrechnen im Kopf durchschnittlich 4<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Stunden erforderlich sind. — Wie die „D. Verkehrs-Ztg.“ hört, haben die mit den Maschinen gemachten Erfahrungen Veranlassung gegeben, zunächst weitere dreißig Maschinen zu bestellen, die in den verschiedenen Bezirken zur Anstellung umfassenderer Versuche Verwendung finden sollen. —

### Theater.

Als Direktor Alois Prasch, der Pächter der vereinigten Familientheater in der Charlotten- und Kantstraße, jüngst feierlich verkündigen ließ, in seinem Berliner Theater werde ein neues soziales Drama aufgeführt, durfte man sich auf spasshafte Dinge vorbereiten. Die Aufführung des sozialen Dramas „Das höchste Geseh“ von Szafranski hat die Erwartungen übertrumpft. Oh, oh, welche junge Leute giebt es heutzutage noch! Es wurde wohl im Theater schon gemunkelt, besagter Szafranski, Ordnungsmann und Medakteur aus Lübeck, tröbe von Sozialistenblut. Ein grimmigerer Sozialistenböder sei der deutschen Bühne, der moralischen Anstalt, noch nie erhanden, als dieser Autor. Er sei ein wahrer furchtbarer Moloch im Kampf gegen die rothe Partei. Aber jetzt, da man Szafranski's kindliches Gemüth kennt, verwandelt sich das Grausen vor ihm in heitere Behaglichkeit. Der Unschuldsknabe hat wirklich nicht den geringsten Sozialistenmord auf dem Gewissen. Sein grimmiges Poltern ist keinen Gegenhaß werth. Nicht einmal das Kleinbürgerliche Publikum des Berliner Theaters ließ sich durch die schreckhaften Vorgänge, die die böse Sozialdemokratie verschuldet, ans seinem Phlegma bringen. Und der spekulative Herr Präsach, weit weniger kindlich als sein argloser Szafranski, wird schon auf andere loyal-pädagogische Mittel sinnen müssen, um heilspornigen preussischen Patriotismus und Ordnungssinn zu beweisen.

In der Wohnung des Mechanikers Treder hängen die Porträts von Marx und Lassalle an der Wand. Jene Minorität des guten Publikums, die ahnen mochte, wen die Porträts vorstellten, dachte bei sich: Aha! jetzt kann's losgehen, und nach der Draufgänger-manner des jungen Szafranski gab's bald ein gewaltiges Jagen. Dieser Treder ist nämlich ein verführter Narr. Sein Verhängnis ist die rothe Partei, verkörpert in der Gestalt des schnapsduftenden, rothnäsigem Dämons und Vertrauensmanns Lembke. Dieser Lembke ist eine Erzkanaille; man sollte nicht meinen, was doch für elende Gallunken auf unserer Erde herumlaufen. Er hat den braven Treder, der auf den „Vorwärts“ schwört, in die Versammlungen läßt, während dabeiin Weib und Kinder hungern, in den Klauen. Die schwarze Seele des rothen Lembke ist damit noch nicht zufrieden.

Treder's Tochter ist Dirne geworden: sein Sohn sitzt im Rittchen, weil er verdächtigt wird, als Diktator ein geheimes Klistier, das der „Vorwärts“ veröffentlichte, entwendet zu haben; und nun stellt Lembke in seinen bösen Gelüsten noch der braven Frau Treder's nach, so daß die zum Fenster hinaus-springt und unter kläglichem Wimmern sterben muß. Nun sieht Treder ein, wohin ihn der Gang zur Sozialdemokratie, sein böses Prinzip gebracht hat. Alles wäre noch verringert worden, hätte Treder sich nicht noch auf sich selbst und die Pflichten gegen die verwaiste Familie besonnen.

Den rothen Teufel Lembke gab Herr Wassermann mit infernalischem Behagen; und Frau Popowitsch starb als Mutter Treder so schauerlich schön, daß es manchem Zuschauer arg auf die Nerven fiel. — Wenn jetzt die Sozialdemokratie den Massen noch nicht vergrault ist, dann können Präsach und sein Szafranski wirklich nichts dafür. —

### Musik.

— Opernhaus. Wagner's „Nibelungenring“. 3. Abend: „Götterdämmerung“. In keinem Theile der Tetralogie herrscht solch rasch pulsirendes, der tragischen Katastrophe zudrängendes Leben als in der „Götterdämmerung“. Muß die Intrigue, welche zum jähen Untergange Siegfried's führt, auch das unpersönliche Symbol eines „Vergessenheitsraktes“ zu Hilfe nehmen, so entschädigen für diese spezifisch Wagner'sche Motivirungsschwäche die reichen poetischen und tragischen Konsequenzen. Das Benehmen Siegfried's Brünnhilden gegenüber, als er, nach Genuß des Zaubertunks, sie als das für Gunther erkämpfte Weib begrüßt; der Gruß und die Warnung der Rheintöchter an Siegfried; dessen Erzählung von seinen Jugendthaten, und die aus dem Zustande der Entzänberung hervordringende Erinnerung an seine hehre Liebe zu Brünnhilden; des Helden Tod und der Abschied Brünnhilden's an dessen Bahre, mit dem zugleich, nach Zurückgabe des fluchbelasteten Goldreißs an die Rheintöchter, die Erlösung der seligen Götter und der Untergang der alten Welt, die Götterdämmerung hereinbricht — es sind Szenen von zwingender innerer Kraft. In musikalischer Hinsicht ist die rein thematische Arbeit in der „Götterdämmerung“ von einer geradezu erdrückenden Großartigkeit, in dem gigantischen Motivengefüge dieser Partitur ist wirklich etwas Magisches, das in Bewunderung uns erhebt und zugleich heiß und schwer, wie eine gewitterschwüle Sommernacht, auf unsern Sinnen lastet. Melodisch betrachtet, bringt der Abschluß des Tondramas kaum etwas, was sich an Bedeutung mit dem rein harmonisch-dramatischen messen kann. Ausdrucksvolle jugbare Melodien, denen, wie in der „Walküre“, der kostbare Instrumentalschmuck nur überflüssiger Glanzputz ist, und zarte, traumhaft-idyllische Stimmungen, die, wie im „Siegfried“, unsere Empfindungen umfassen, giebt es da nicht; wilde Leidenschaft und ewig aufgeregte Affekte läßt Wagner im Prinzip strenger Melodielosigkeit austoben; unter der Voraussetzung dieses Systems wird man immer die Macht seiner, für den erstrebten Zweck gesuchten und gefundenen reichen Ausdrucksmittel anstaunen müssen. — Wie wir vorausgesehen, blieb Herr Burgstaller dem tragischen Helden Siegfried viel mehr, als dem naiven Waldrechen-thume Jung-Siegfried's schuldig. Abgesehen davon, daß seinem Stimmumfang nach der Höhe zu gefährlich enge Grenzen gezogen sind, ist es diesem, einer seelischen Physiognomie fast ganz entbehrenden Organe wenigstens heute noch versagt, die verlangten Wirkungen eines dramatischen Charakters zu erzielen. Im Ausdruck von einer Art verkümmert Sentimentalität, in der Heberden- und Mimitisprache von hilfloser Monotonie, in der Gesangskunst von fast erheiterndem Naturalismus, so stellt sich der junge Sänger als das Produkt der prinzipiellistischen Bayreuther Singmethode dar. Den brennendsten Gegensatz dazu bildete die, in den Traditionen der sogenannten „alten“ Schule herangereifte Gesangsleistung der Frau Lili Lehmann als Brünnhilde. Den süßen Klang der Jugendfrische hat die Zeit der heute fast 50-jährigen Künstlerin in manchen Stimmlagen allerdings genommen. Aber wie weiß ihre Kunst noch jetzt zu erschauern und zu rühren! In der Schlussszene, dem motivischen Extrakte des ganzen Tondramas, hob sich Frau Lehmann über sich selbst hinaus. Für die Waltraute, die ihre Schwester Brünnhilde durch die ergreifende Schilderung der Götternoth zur Entzänberung des Ringes bereden will, fehlte Frau Göbe die Nachdrücklichkeit überzeugender und phantastischer Tellaation, und auch die Gutmuth des Frl. Egli war bei aller Anmuth der Erscheinung keine gefanglich und geistig fesselnde Individualität. Sehr fein abgetönt klang wieder das Rheintöchter-Terzett der Damen Herzog, Rothausen und Deppe, und mit allen Schauern schwerer Düsterei war die einleitende Szene umgeben, in welcher die drei Normen das Lebensdramal Siegfried's spinnen und zerreißen. Für die unheilvolle Dämonin Hagen's fand Herr Möd-Linger die rechten Schatten, und dem am Munde der Väterlichkeit stehenden Gunther gab Herr Bachmann einen Zug von Männlichkeit. Das heisere Rannen des Herrn Friedrichs, mit dem er als Alberich seinen Sohn Hagen an dessen Welterbschaft mahnt, ist eine vielleicht geistvoller Miance; aber sie ist weder schön noch nothwendig. Das Orchester schien etwas müde.

Zum Schlusse wollen wir noch einmal den vollen künstlerischen und materiellen Erfolg dieser Ringaufführung konstatiren. Das Publikum schien der Leistung der königl. Oper Dank dafür zu sagen, daß ihm das große deutsche Tondrama fast in der nächtlichen gefangs-

solistischen Befehung dargeboten wurde, welche sich Bayreuth durch die Wahl der für ihre Rollen prädestinirten Künstler gepaart darf. Nun wir sie gehört, dürfen wir wohl mit Recht Herrn Burgstaller unsern Kraus, Herrn Friedrichs unsern Hofmann entgegenstellen; Frau Lehmann gehört dem Bayreuther Kreise nicht mehr an, und die hervorragende Altistin Heint werden wir vielleicht bald die unsere nennen können. Einen Künstler, dem Natur und Kunst das Gepräge sicherer Meisterschaft verliehen, hat uns die bayerische Festspielstadt gesendet: Herr van Nooy. Ihn halte man, wenn er zu halten ist. —

**Kunst.**

— Internationale Kunstausstellung zu München. Der Gesamtverlust aus den Verkäufen beläuft sich bis jetzt auf eine halbe Million Mark. Für F. v. Kaulbach's Gemälde „Der Reigen“ wurden von einem Privatier 35 000 M. gezahlt. —

**Kulturhistorisches.**

— Eine Doktorpromotion im Jahre 1774. Im Laufe der Zeiten ist die Feierlichkeit so ziemlich von den Doktorpromotionen gewichen, und auch der vielberufene Doktorshaus hat sein offizielles Gepräge eingebüßt; dafür sind aber auch jetzt mancherlei Nebenausgaben weggefallen und die Doktorhüte gegen früher billiger geworden. Wieviel im Jahre 1774, dem 39. seit Gründung der Erlanger Friedrich-Alexander-Universität, ein Erlanger Doktor ungefähr kostete, hat ein Zürcher Arzt, der in Erlangen zum Doktor der Medizin promovirte, Johann Ludwig Meyer, in einem „Promotio mea“ betitelten Hefte aufbewahrt, woraus Professor Meyer von Kronau einiges in einem Aufsätze mittheilt. Wir geben hier die Aufzeichnungen über die Kosten der damaligen Doktorpromotion zu einem Vergleiche mit den heutigen „Doktorkosten“ wieder. Die Gesamtkosten beliefen sich auf 459 Gulden, wovon 120 Gulden der Fakultät für Examina, 50 dem Präses der Promotion, 3 dem Sekretär der medizinischen Fakultät und ebenfalls 3 dem Bedell für Siegelung des Diploms zu entrichten waren; die Inscription in das Kandidatenbuch der Fakultät kostete 15 Gulden, 10 Gulden betragen verschiedene Ausgaben, so unter anderem in die Kasse für arme Studierende; der Druck für 300 Exemplare der Dissertation erforderte 63 Gulden, nebst 3 Gulden Trinkgeld für Seher und Drucker, dann erhielt der Buchbinder 14 Gulden für das Binden der Dissertations-Exemplare; der Druck der Doktordiplome kostete 8 Gulden. Nun kommen die Ausgaben für das „Materielle“, nämlich 10 Gulden an den Bedell für Wein und Konjekt bei dem Examen, 62 Gulden der Hausfrau für den Doktorshaus nebst 20 Gulden für 40 Maß Wertheimer Weins und 20 Gulden für Burgunder; endlich brauchte der Kandidat auch noch ein Examenkleid und etliches andere, wofür er noch 60 Gulden aufwenden mußte. —

**Aus der Pflanzenwelt.**

□ Aus dem Botanischen Garten. Abseits von dem Palmenhaus, mit der einen Schmalseite zwar an einen Hauptweg des Gartens stoßend, aber von dem Strom der Besucher fast gänzlich unberührt und unbeachtet liegt, zwischen dem Farren- und dem Orchideenhause, ein niedriges Glashäuschen. Kaum jemand wirft hin und wieder von oben einen Blick durch seine schmalen Scheiben in das Innere, und doch birgt dieses unscheinbare Gehäus die wichtigsten Nuz- und Genußmittel-Pflanzen wärmerer Zonen, die in den Haushaltungen der ganzen Welt eine Rolle spielen. Zunächst gedeiht hier die Baumwollstaude, *Gossypium herbaceum* mit malvenartiger, blaßgelber Blüthe. Die in der Frucht sitzenden Samenkörner sind in lange, weiße Haare eingehüllt. Ist die Frucht reif, so springt sie auf, und diese Samenhaare quellen wie große Schneeflocken daraus hervor, werden abgenommen und liefern die mientbehrliche Baumwolle. Als nächstinteressantes Objekt stellt sich die ostindische Kautschukpflanze, *ficus elastica*, dar. Nichts weiter als ein einjähriges Unkraut ist die berühmte *Indigo*pflanze, *Indigofera tinctoria*, die hauptsächlich den weltbekannten, echten blauen Farbstoff erzeugt, welcher aus dem in vielen Pflanzen vorkommenden Indikan durch Gährung entsteht. Zu diesen Pflanzengebilden gesellt sich der *Cinnamomum Camphora*, ein immergrüner, in Ostasien heimischer Waldbaum, der sowohl Möbelholz, als auch das Kampheröl liefert, welches als Arzneimittel benutzt wird. Im Haushalt finden die brennend schmeckenden Kampherstücke von aromatischem Geruch gegen Insektenplage zc. vielfach Verwendung. Sehr nützlich erscheinen ferner die afrikanischen Faserpflanzen *Sansevieria cylindrica* und *S. guineensis*, indem sie Bastfasern zu Stricken, Matten u. s. w. hergeben. Die Fasern sitzen im Innern der Blätter, von wo sie entfernt und verarbeitet werden. Aus einem krautartigen Gewächs glänzen bluthrothe, blanke Niesenschoten hervor; sie stellen den Paprika oder spanischen Pfeffer, *Capsicum annuum* des tropischen Amerika dar. Namentlich die kleineren Früchte geben ein sehr scharfes Gewürz. Weiter bemerkt man den Rothholz- oder Cocastrach, *Erythroxylon Coca*. Kaut man seine Blätter, so vermindert sich das Nahrungsbedürfnis und der Körper wird trotzdem zu großen Anstrengungen befähigt, da erstere das immer mehr geschätzte Cocain enthält. Hier reißt auch die Erdnuß oder Pistazie, *Arachis hypogaea*, deren Früchte essbar sind und gutes Speise-Öl liefern, das nicht selten

zur Verfälschung von Oliven-Öl gebraucht wird. Erdnuß-Pfeffluchen geben nahrhaftes Viehfutter. Eine der nützlichsten tropischen Brotpflanzen, aus der auch das Maniocmehl bereitet wird, ist die *Dioscorea Batatas*, die Yamswurzel oder süße Kartoffel der Tropen. — Das Arrow-root, ein Kinder-Nährmittel, liefert die *Maranta arundinacea* aus dem tropischen Amerika. Es ist ein Stärkemehl, das unserem Kartoffel-Stärkemehl gleicht. Schließlich verdient noch der Fugwer, *Zingiber officinale*, im tropischen Asien heimisch, Erwähnung. Die Rizome (knollenartigen Auswüchse des Wurzelstockes) dieses Krautes geben dem scharf schmeckenden Fugwer, der als Küchengewürz, Zusatz zu Liqueuren zc. beliebt ist. Die Wurzel liefert ätherisches Öl. —

**Humoristisches.**

— Ein heiterer Auftritt spielte sich vor einiger Zeit in Neu-Braunschweig (Nordamerika) ab. Peter Smith, ein betrunkenere Matrose, hatte mehrere Wirthschaften besucht, und die Erde machte unter seinen Füßen so schwanckende Bewegungen, daß er sich einbildete, er befände sich auf hoher See. Da sah er eine Telegraphenstange, die er augenscheinlich für den Mast seines Schiffes hielt, und mit der Geschwindigkeit eines Affen — des Affen nämlich, den er selbst hatte — kletterte er die Stange hinauf und ließ sich auf der ersten Querstange gemüthlich nieder. Dann hielt er sorgfältig Umschau und rief zuweilen „Schiff Ahoi!“, „Mann über Bord“ und ähnliches mehr; oder er sang ein Matrosenlied und lachte zwei Polizisten, die ihm gebieterisch zuriefen, er solle herabsteigen, herzhast aus. Unterdessen hatte sich eine große Menschenmenge angesammelt, die theils um das Schicksal des Matrosen besorgt war, theils sich an seiner Lustigkeit ergötzte. Da fiel es einem Polizisten ein, eine ähnliche Rolle wie der Matrose zu spielen; er kommandirte als Kapitän: „Alle Mann an Deck!“ Sofort verließ der Seebär seinen lustigen Sitz und rutschte die Stange hinunter, um von den Armen der Polizisten aufgefangen zu werden. Sein Gehorsam trug ihm leider zehn Tage Gefängnis ein. —

— Ein Hauspruch. An einem Tiroler Bauernhause steht:  
„Dieses Haus steht in Gottes Gewalt,  
Vorbei neu und hintbei alt,  
Vorbei wird bald schön abgemalen,  
Und hintbei wird's bald gar einsallen.“ —

**Vermischtes vom Tage.**

— Eine gefühlvolle Seele. Der Theaterreferent des „Lokal-Anzeiger“ verräth mit keinem Wort, daß Szafranski's Sudelei „Das höchste Gesetz“ gegen die Sozialdemokratie gerichtet ist. Warum wohl? —

— Fräulein Eva Koll, früher am Lessing-Theater, hat sich in Posen bei ihrer Schwester eine Kugel durch den Kopf gejagt. —

— Vergiftung durch Pilze. In Urzajewo bei Schwerzenz (Posen) ist eine aus Mann, Frau, Großvater und drei Kindern bestehende Tagelöhner-Familie infolge Genußes giftiger Pilze gestorben. —

— Bei einem Speicherbrande in Bremen wurden zwei Feuerwehrlente schwer verletzt. —

— 32 Schauerlente wollten sich in Hamburg an Bord eines Dampfers begeben. Dabei mußten sie über einen Steg. Der Steg brach, und 20 Personen stürzten theils in eine Schute, theils ins Wasser. Die in die Schute fielen, haben fast sämmtlich leichtere oder schwerere Verletzungen erlitten. —

— Die Ortschaft Cepar in Galizien ist zur Hälfte abgebrannt. —

— In Rotterdam hat ein aus Berlin stammender Uhrmacher Müller im Bahnhum seiner Frau und seinem 11 Monate alten Kinde den Hals durchgeschnitten und sich dann selbst angezigt, wobei er zum Beweis seiner That ein Ohr seiner Frau vorlegte. —

— In Paris hat sich ein im Quartier Latin bekannter, junger Dichter, René Leclerc, mit Zyankali vergiftet. Grund: Er wollte nicht Hungers sterben. —

— In Nizza sind infolge von Regengüssen die niedrig gelegenen Stadtviertel überschwemmt. Auf zwei Linien mußte der Bahnverkehr unterbrochen werden. —

— In London ist die große Zuckersabrik von Bascall sammt den anstoßenden Nachbarhäusern niedergebrannt. —

— New-York, 1. Oktober. Gestern kamen in den von dem gelben Fieber heimgesuchten Distrikten 98 Fälle dieser Krankheit vor; sieben Personen sind gestorben. Die Krankheit breitet sich in New-Orleans aus. Der Frachten- und Personenverkehr ist unterbrochen. — Aus den Südstaaten sind schon tausende von Furchsamen nach dem Norden geflohen. In Atlanta, der Hauptstadt von Georgia, allein befinden sich 4000 Flüchtlinge. —

— Eine Bestie. Der Befehlshaber des Hochländer-Regiments der Capstadt in Langeberg hat eingestanden, daß er dem Hebelens-Häuptling Luka Jantje den Kopf habe abschlagen lassen. Der einzige Zweck war, den Kopf einem Museum zu schenken. —